



Herr Weidmann, was nehmen Sie sich persönlich für 2017 vor?

FOTO: STEFAN KRÖGER FÜR WIRTSCHAFTSWOCHE



Geldwirtschaft

■ Bundesbank-Präsident **Jens Weidmann** will in Europa wieder anschlussfähig werden. Dazu hat er sich auf ein gewagtes Doppelspiel eingelassen: In Deutschland gibt er den harten Bewahrer der Stabilität, in Südeuropa den gnädigen Zentralbanker. Kann das gelingen?

23.12.2016/WirtschaftsWoche 53

Wenn Jens Weidmann die Europäische Union beschreiben will, dann vergleicht er sie gerne mit einem Bauwerk. An diesem Abend also eben mit dem Palais des Beaux-Arts in Brüssel. Der Bundesbank-Präsident steht auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Kunstpalastes, im Gebäude des Unternehmerverbandes FEB. Dieser hat ihn zu einem „High Level Meeting“ eingeladen. Weidmann soll erklären, wie er sich die Zukunft der Währungsunion im Allgemeinen denkt und die des deutschen Wachstums im Speziellen. Also sagt Weidmann: Als „immens, und doch unsichtbar“ habe Architekt Victor Horta seine zum Großteil unterirdische Kunsthalle da drüben beschrieben. Das gelte doch auch für die EU. „Vielfältig und doch vereinigt. Ein Prestige-Projekt und doch offen für alle.“ All das treffe auch für Europa zu. Jedenfalls für die einen. Die anderen, wohl die meisten, sagt Weidmann, erkennen in der EU heute eher eine Bürde, sähen Bürokratie statt Freiraum und mehr Trennendes denn Gemeinsames. „Ich hoffe, ich kann heute Abend einiges von diesem Pessimismus nehmen.“

Was an diesem Abend geschieht, ist nicht einfach nur ein Außentermin eines Bundesbank-Präsidenten. Es ist Teil der Europa-offensive des Instituts. In der Bank hat man festgestellt, dass das Image gelitten hat: etwa unter dem medial aufgebrauchten Dauerstreit mit Mario Draghi, dem Präsidenten der Europäischen Zentralbank (EZB), dessen außergewöhnliche Geldpolitik Weidmann missbilligt. Oder unter Auftritten wie dem aus dem Frühjahr in Italien, bei dem Weidmann der damaligen Regierung vorwarf, die historisch niedrigen Zinsen nicht genügend zum Schuldenabbau zu nutzen. Die Bundesbank schickt Weidmann deshalb in diesen Wochen auf Werbetour. Nach Portugal, Belgien oder Frankreich. Natürlich nach Italien. So hofft Weidmann sein großes Ziel zu erreichen: Europa wieder für die Erkenntnisse der wirtschaftlichen Vernunft zu öffnen, damit den Euro zu retten und dann – vielleicht – 2019 Mario Draghi als Präsident der Europäischen Zentralbank zu beerben. Dass er das vorhat, leugnet er selbst allenfalls halbherzig. Freunde, Wegbegleiter, auch Konkurrenten nehmen an, dass er eine Kandidatur zumindest ernsthaft erwägt. Aber natürlich ist es zu früh, das öffentlich zu machen. Weidmann wäre sofort verbrannt. Und außerdem: Die Bereitschaft, einem Deutschen die gemeinsame Euro-Geldpolitik in die Hände zu geben, ist momentan vor allem im Süden gelinde gesagt eher gering.

Weidmann ist deshalb bereit, den Währungshüter mit der doppelten Botschaft zu geben: Stabilitätshüter in Nordeuropa, aber auch mehr Verständnis für Südeuropa. Weidmann möchte von Europas „Herrn Nein“, als der er in den vergangenen Jahren Furore machte, zum „Herrn Aber“ werden.

Mehr Empathie wagen

Einen Vorgeschmack auf den neuen Ton des Jens Weidmann gab es vor einigen Tagen in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ (FAS). Es war das Wochenende nach dem EZB-Entscheid, die Anleihekäufe bis weit ins kommende Jahr fortzusetzen. Weidmann machte – wieder mal – keinen Hehl daraus, dass er eben das missbilligt und wohl im Rat dagegen gestimmt hat. Draghis Politik dürfe „kein Dauerzustand sein“. So weit, so normal. Dann aber geschah etwas Seltsames. Denn schon einige Zeilen später genehmigte Weidmann eine Rettung der angeschlagenen italienischen Bank Monte dei Paschi di Siena durch die Regierung. „Dass sich neben den Investoren auch der Staat an einer Krisenlösung betei-

ligt, lässt sich wohl nie grundsätzlich ausschließen“, sagte er. Dabei hatte man sich doch nach der Krise eigentlich darauf geeinigt, die Eigentümer und Gläubiger bei der Bankenrettung in die Pflicht zu nehmen. Natürlich lief dieses Zitat auch in Italien und wurde als das gelesen, was es war: ein Entgegenkommen der Deutschen. Für Weidmann ist es eine Gratwanderung: Kaum etwas fürchtet er mehr als den Verdacht, er werfe Überzeugungen leichtfertig über Bord, um seine Beliebtheit zu steigern. Er will die Deutschen hinter sich halten. Für sie gibt er den grundsätzlichen Währungshüter, der etwa die alte, dringend renovierungsbedürftige Bundesbank-Zentrale am Frankfurter Stadtrand nicht abreißen will. Unverzichtbar, glaubt er, sei sie als Symbol der einstigen D-Mark-Stabilität. Die Deutschen schätzen ihn für seine festen geldpolitischen Grundsätze und die unverhohlene Ablehnung eben jener Draghi'schen Politik, die bislang mehr als 1,2 Billionen Euro zum Ankauf von Staatsanleihen ausgegeben hat, die mit der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts kaum noch in Einklang zu



Schein-Konsens

EZB-Chef Mario Draghi und Jens Weidmann sind sich bei der Analyse der Notenbankpolitik oft einig – ziehen dann aber unterschiedliche Schlussfolgerungen

bringen ist, die die Zinsen auf und unter null Prozent gedrückt hat. Andererseits: Hatte Weidmann im Fall Monte dei Paschi überhaupt eine andere Wahl, als nachzugeben? Er will schließlich ebenso wenig eines Tages als derjenige gelten, der den Euro zu Grabe getragen hat. Auch deshalb kommt es inzwischen mitun-

ter zu Auftritten wie neulich in München. Die Staatsregierung hat ins Prinz-Carl-Palais geladen, den offiziellen Amtssitz des Ministerpräsidenten. Hier haben sie Weidmann den schönsten Raum geschmückt: dicke Marmorplatten an den Wänden, frisch aufgepolsterte König-Ludwig-Stühle mit goldenen Armlehnen. Alles ist perfekt für „die Aushändigung der Medaille für besondere Verdienste um Bayern in einem Vereinten Europa“. Und tatsächlich machen die Fotografen vom angekündigten „Bildtermin“ regen Gebrauch. Kaum sind die Fotos im Kasten, setzt Weidmann zum Fachvortrag an. Er sagt Sätze wie: „Die Politisierung der Notenbank gefährdet ihre Unabhängigkeit.“ Oder: „Das Prinzip der Eigenverantwortung wurde ausgehöhlt.“ Auch diesmal bedient er sich wieder bei der Architektur, vergleicht er Europa mit dem Palais. Das sei von Prinz Carl ja nie zu Ende gebaut worden. „Wie hier wurde auch bei der Währungsunion ein Flügel weggelassen.“ Und wie das Palais werde auch die Währungsunion andauernd umgebaut. „Die Architekten wissen nur noch nicht, wie.“ Europa, so sieht Weidmann das, kann mit seiner Integration so nicht weitermachen: sich mit immer neuen Billionen immer mehr Zeit kaufen, die dann von der Politik doch nicht genutzt wird. Die Staatsverschuldung im Euro-Raum wächst, seit Weidmanns Amtsantritt auf zuletzt 9,8 Billionen Euro oder 91 Prozent der jährlichen Wirtschaftsleistung (BIP). 14 der 19 Euro-Staaten können die Schuldengrenze des Stabilitätspakts nicht halten. Wahr ist aber auch: Setzt man die bisherige Politik einfach nur aus, ist das System wohl ebenso k.o. So steckt Jens Weidmann in dem vielleicht größten Zwiespalt seiner Karriere: Für die Deutschen, auch für sich selbst, muss er immer wieder auf die Einhaltung von Regeln pochen, die in Wahrheit in Europa längst nicht mehr gelten. Gleichzeitig darf er den Draht zu den Südländern nicht verlieren, wenn seine Bundesbank Einfluss im EZB-Rat behalten will. Weidmann sieht es pragmatisch, adressatengerechte Ansprache nennt er das. Aber er weiß: Die hat Grenzen.

Ein System wohl dosierter Botschaften

Wie schwierig der tägliche Spagat tatsächlich ist, lässt sich am vergangenen Freitag besichtigen. Die Bundesbank bittet zur Eröffnung ihres neuen Geldmuseums. Zwei Jahre haben sie die alte Ausstellung renoviert. Das Ziel: einen Ort zu schaffen, an dem die Bürger das Vertrauen in ihre Währung zurückgewinnen. So hat es Weidmann

gerade auf der Eröffnungsfeier vorgetragen. Doch als er nun durch die Ausstellung läuft und von einer Fernsehreporterin gefragt wird, wie sicher denn eigentlich das Geld sei, was mit dem Euro denn 2017 werde, da ruft er nach seinem Sprecher, fragt, ob er dazu was sagen dürfe. Die Journalistin fragt, ob die Frage jetzt zu viel sei. Weidmann ist verunsichert. Dann sagt der Sprecher: jetzt nur Fragen zum Museum.

Botschaften werden in der Bundesbank nur noch wohl dosiert abgegeben. Die adressatengerechte Ansprache ist präzise austariert. Das System bedarf ständiger Wartung, peinlich genauer Kontrolle. Spontanität, gar Emotionen sind nicht vorgesehen. Immerzu wird Weidmann von einem Berater umgeben, meist sind es zwei oder drei, die prüfen, wie die Krawatte sitzt, wie die Beine übergeschlagen werden, ob das Hemd spannt. Manchmal blickt sich Weidmann hilflos suchend zu ihnen um, wenn er mit Journalisten redet. Er fragt dann mit seinem Blick: Darf ich dazu jetzt was sagen. Halte ich besser die Klappe? Der Bundesbank-Präsident testet so die Tragfähigkeit seines doppelten Kommunikationsbodens. Immer bedacht darauf, keinen falschen Schritt zu tun.

„Die Kommunikation bis zum letzten Sommer war ja immer: Weidmann allein gegen alle. Aber wenn Sie immer der sind, der Nein sagt, dann bekommen Sie nicht mal ein Detail durch“, sagt ein Mitglied des Finanzausschusses im Bundestag. Ein anderes meint: „Wenn die größte Notenbank im Euro-System nicht auf Linie ist, dann nehmen die Befindlichkeiten bei der EZB schnell zu.“ Und ein Freund Weidmanns sagt: „Manchmal habe ich gedacht: Junge, werd doch mal emotional. Er war immer ruhig und sachorientiert. Das ist manchen nicht genug.“ Das Café Einstein in Berlin. Verabredung mit Jürgen Stark, dem ehemaligen Chefvolkswirt der EZB, ein Förderer Weidmanns. Er war es, der Merkel 2006 Weidmann als Berater empfahl, der der Kanzlerin sagte, er würde es dem jungen Kollegen jederzeit zutrauen, mit Staatssekretären und Wirtschaftsbossen zu verhandeln. Weidmann, heute 48, war bis dahin überall der Jüngste gewesen: nach dem Volkswirtschaftsstudium (Aix-en-Provence, Paris und Bonn) beim Internationalen Währungsfonds, als Generalsekretär im Sachverständigenrat der Wirtschaftsweisen, bei der Bundesbank. „Seine Jugend war für mich nie ein Problem. Sie wurde aber von vielen zum Problem gemacht“, sagt Stark im Einstein. Weidmann aber habe das geschickt umgangen: „In der Berliner Anfangszeit, als ihn noch keiner kannte, da hat er sich seine

Autorität von Merkel geliehen. Später hatte er dann sein eigenes Standing.“ Seit Kurzem ist das gar noch mal aufgewertet worden. Weidmann ist jetzt Verwaltungsratsvorsitzender der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich, der BIZ in Basel – der Zentralbank der Zentralbanken. Natürlich: der jüngste, den die BIZ je hatte. Stark beschreibt Weidmann wohlwollend als liberalen Strippenzieher. Ein machtbewusster Mensch, hochintelligent, smart, auch clever. Aber auch ein ruhiger, sachlich argumentierender Volkswirtschaftler ohne Bedürfnis, sich in Szene zu setzen. Alles in allem, so fasst das Stark zusammen, sei Weidmann „der geborene Zentralbanker“. In der Welt des Jürgen Stark gilt das auch ganz sicher als Stärke. Aber ein Zentralbanker von heute ist, ob er das möchte oder

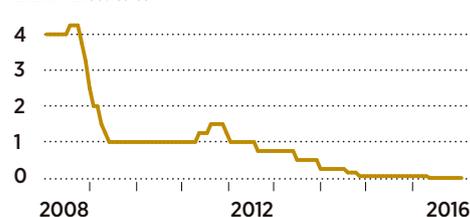
Die Inflation kommt zurück

Inflationsrate (in Prozent)



Die Null steht

EZB-Leitzins



Der Euro schwächelt

Wechselkurs Euro in Dollar



Quelle: Bloomberg, IWF

nicht, eben immer auch Politiker. Er muss die theoretische Perfektion seiner Gedankenwelt immer mit dem polit-praktisch Machbaren abgleichen; zumindest wenn er Ambitionen hat, mehr als nur einer von vielen nationalen Notenbankchefs in Euro-Land zu sein. Und Weidmann hat diesen Anspruch. Will gestalten. Kein Zweifel.



Ein grauer Novemberfreitag in Frankfurt, Alte Oper, der European Banking Congress. Ein Höhepunkt der Branche, weil sie dann alle kommen: die Direktoren von Deutscher und Commerzbank, die Aufseher, die Politiker. EZB-Chef Draghi darf zuerst ran, hält eine merkwürdig gebremste Rede. Nach der Kaffeepause steht Jens Weidmann auf dem Podium. Auch er nimmt sich zurück, sagt: „Alles, was oben ist, kommt auch wieder runter. Und alles, was unten ist, muss irgendwann auch wieder hoch.“ Er meint damit natürlich die derzeit negativen Leitzinsen, er meint aber auch die Inflationsrate, die 2017 in der Euro-Zone wieder steigen könnte. Sie ist der Maßstab des Handelns der EZB. Wenn sie annähernd zwei Prozent beträgt, so sieht es das Mandat vor, herrschen stabile Verhältnisse. „Die Geldpolitik hat zweifelsohne Wachstumsimpulse geliefert“, sagt Weidmann und öffnet die Arme. Es ist seine Botschaft an die Welt da draußen. Sie soll Versöhnung signalisieren. Aber da ist ja noch eine zweite Botschaft, die er mitgebracht hat: die Herausforderungen der Zukunft, die Weiterentwicklung der Euro-Zone, die nötigen Strukturreformen. Weidmann drückt die Fäuste gegeneinander. Da prallt etwas aufeinander, soll das bedeuten. Anspruch und Wirklichkeit etwa. Später interpretiert die Bundesbank die Rede auf ihrer Homepage so: „Weidmann sieht steigende Risiken der lockeren Geldpolitik.“ Das trifft nicht ganz die Stimmung in der Al-

ten Oper – aber es ist das, was Weidmann dem heimischen Publikum sagen will. Doch wie es mit doppelten Botschaften nun mal so ist: Sie kommen da draußen nicht als klare Signale an, sondern oft genug als Brei. Im EZB-Rat führt das regelmäßig zu absurden Situationen. Weidmann gilt in dem Gremium als der versierteste Notenbanker, neben Draghi. Und so sind sich beide in der Problembeschreibung oft zu 90 Prozent einig. „Nur bei den Konsequenzen liegen beide Seiten dann oft meilenweit auseinander“, sagt jemand, der oft nah dran ist.

Die Grenzen des Sowohl-als-auch

Klaas Knot, Notenbankchef der Niederlande und ein Vertrauter Weidmanns, schreibt: „Wir haben gegenseitig viel Respekt füreinander, teilen dieselbe Auffassung von Geldpolitik: nicht mehr zu versprechen, als man halten kann. Ich würde sagen: In dieser Beschränkung zeigt sich der Meister.“ Der Gouverneur der Banque de France, François Villeroy de Galhau, ist zwar nicht immer einer Meinung mit Weidmann, beschreibt ihn aber als schlau, freundlich, ein-

Gestaltungswille unter sich

Weidmann im Gespräch mit Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble

flussreich, engagiert. Ein präziser Analyst, nicht dogmatisch, sehr konzentriert auf seine Ziele. Zweifelsfrei: ein sehr guter, umgänglicher Kollege. Vielleicht der Beste. „Es ist zu früh, das zu diskutieren. Aber: Wir sollten den EZB-Präsidenten nicht nach seiner Nationalität auswählen“, sagt Villeroy. „Jens ist auf jeden Fall mehr Teil des Spiels, als gewöhnlich angenommen wird. Ich sehe ihn nicht isoliert.“ Klingt, als hätte Weidmann 2019 tatsächlich eine Chance, Draghi zu beerben. Nach einem Niederländer, einem Franzosen und einem Italiener wäre die Bundesrepublik 2019 wohl tatsächlich am Zug, einen EZB-Präsidenten vorzuschlagen. Weidmann selbst sagt natürlich nichts dazu. Aber seine Vertrauten tun es. „Dass wir heute an der Spitze der EZB Persönlichkeiten haben, die eine einseitige Problemlösung verfolgen, ist eine Folge der gescheiterten Personalpolitik Berlins“, sagt etwa Jürgen Stark, der die EZB 2012 im Streit um Draghis Politik verließ. Ob man das mit Jens Weidmann begründen könnte? Viel zu früh, diese Diskussion, findet Stark. Einerseits. Andererseits: Weidmanns neuer Posten als BIZ-Verwaltungsratschef in Basel – „das ist nicht nur eine Ehre. Das könnte auch ein Aufgalopp sein.“ Auch Weidmanns Freund, KfW-Generallbevollmächtigter Joachim Nagel, sagt: „Für alle Posten, die in der Notenbankwelt zu vergeben sind, ist er immer eine glänzende Besetzung. Er wäre mit Sicherheit auch ein guter EZB-Präsident.“ Beim Brüsseler Unternehmerverband hat Weidmann nun fast eine Stunde lang ein Feuerwerk aus Zahlen und Fachbegriffen abgebrannt, von Inflationsraten, Bruttoinlandsprodukten, Kaufkraftindizes, Beschäftigungskennziffern, Ölpreisindikatoren und Schuldenquoten gesprochen. Anschließend nimmt er die Fragen der Unternehmer entgegen. Es kommen die üblichen Themen: Investitionsstau, Inflationsziel. Irgendwann meldet sich ein Herr, der von Weidmann wissen will, warum Deutschland eigentlich so überproportional vom Euro profitiere. Gemeint ist: Ob es sich Weidmann nicht ein bisschen einfach mache mit seinen Reformmahnungen gen Südeuropa? Weidmann kennt diese Frage, im Ausland bekommt er sie oft gestellt. „Zu sagen, Deutschland profitiere vom Euro mehr als andere, ist die Saat, die die Euro-Zone zerstört“, sagt er. Wenn man es richtig angehe, profitierten am Ende doch alle. Die Regierungen müssen nur schauen, dass ihre Haushalte auch in Ordnung seien. Dann gibt es Häppchen. ■

simon.book@wiwo.de



FOTO: GETTY IMAGES/AFP